

# Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 52 — Weihnachten 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptchriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Vor der Krippe von Bethlehem

Unsere erzgebirgischen Weihnachtskrippen sind plastische Darstellungen des Geschehens im heiligen Land vor nunmehr 1936 Jahren. In fast 2000 Jahren verwichen sich die Eindrücke auch von den größten Ereignissen, die unsere Erde gesehen hat. Aber das Wunder von Bethlehem ist lebendig geblieben. Das ist nun gewiß nicht etwa den Bildern oder Schnitzereien zu danken, die den biblischen Gedanken pflegen und vertiefen helfen, sondern das ist eben die lebendige Kraft, die von diesem Christkindlein ausgeht in alle Welt. Einem jeden Menschenkind legt unser Herrgott sein Schicksal in die Wiege, und als Mutter Maria und Josef in ihrem Weihnachtsglück dem neugeborenen Kindlein strahlend in die Augen sahen, da ahnten sie auch nicht, was Gott mit diesem Kindlein vorhatte, und daß es demaleinst am Marderkreuz für die Sündenschuld dieser Welt würde qualvoll enden müssen. Es liegt ein großes Erbarmen Gottes darin, daß wir Menschen nicht in die Zukunft schauen können. So ahnten auch Maria und Josef in ihrem Weihnachtsglück nichts von dem ernststen Geschehen, welches mit der Heimkehr Christi in Gottes Vaterhaus verbunden war. Und so geht es uns auch in unserem Erden-dasein. Als das Seelchen auf die Mutter Erde ausgesandt wurde, hat Gottvater zu einem jeden von uns gesagt: „Kommt wieder, Menschenkinder!“ Mit welcher Vaterliebe wird er das erst recht zum Heiland dieser Welt gesprochen haben. Wir dürfen bei dem Bild von der Krippe nicht stehen bleiben, sondern müssen das ganze Geschehen mit zu erfassen suchen, und deshalb bin ich unserem Altmeister Herielt in Oberwiesenthal bis über sein Grab hinaus von ganzem Herzen dankbar, daß er meine Weihnachtskrippe ausgebaut hat auf das weitere Geschehen im Leben Jesu. In ihr begegne ich dem blinden Simeon und der frommen Hanna im Tempel zu Jerusalem, dem König Herodes und dem Bethlehemitischen Kindermord, den zu Weihnachten aufzustellen sich freilich immer alles sträubt, weil er uns mit einem Schlag die ganze frohe Weihnachtsstimmung verderben kann. Und doch hat uns gerade dieser Kindermord mit seinem Schrecken die ganze nackte Wahrheit zu sagen von dem Geschehen damals und heute. Denn es ist ja nicht anders geworden in unserer Welt. Wieviel Kinder fielen nicht eben erst wieder in Spanien unterm Schwert, und wieviel Unschuld wurde geschändet durch die Sünde unserer Zeit? So zeigt uns eben auch die Weihnachts-

geschichte der heiligen Schrift, wie wir Menschen uns gegen damals ganz und gar nicht gebessert haben. Das Leben des Heilands ist von seiner Wiege an erfüllt mit solchem Gleichnis, das uns alle vor der Krippe hier in die Kniee zwingen sollte. Die Erkenntnis eigener Schuld wird

uns allen möglich, gewiß auch denen, die vielleicht sonst noch von Zweifeln erfüllt sind über das Wunder von Bethlehem und das Geschehen im Leben Jesu. Menschenbruder, wenn Dich Deine Feinde einst binden würden mit starken Stricken, aus denen Du Dich nicht mehr befreien kannst, oder Du würdest auf ein Krankenlager geworfen und könntest Dich nicht mehr erheben, wahrlich, ich sage Dir, Du würdest vergebens nach Freiheit rufen für Deinen irdischen Leib, — Deine Seele aber könnten sie Dir doch nicht Herausreißen oder einfangen. Keiner Deiner Feinde könnte sie martern und töten, wenn Du sie selbst nicht aufgibst. Nichts ist Dir also persönlicher so anvertraut, wie diese Deine Seele, und die ist's, die Du dem Christkind heute bringen sollst, damit sie mit diesem Kindlein gehe von der Geburt an durch sein Leben und Sterben bis ins Himmelreich. Es sind freilich tiefe und schwere Gedanken, die Dich da zum Weihnachtsfest bewegen sollen, und sie passen der ober-



flächlichen Welt gewiß nicht in den Festesjubiläum, aber sie führen Dich nach Bethlehem, von dem Dir Deine erzgebirgische Weihnachtskrippe in ihren Bildern erzählt. Die schlichten Figuren bekommen bei solchem Gedanken Leben, und solch ein Weihnachten ist — und wäre es sonst ohne Gaben — in seiner äußerlichen Armut doch viel, viel mehr wert, als der strahlendste Christbaum über reichbedecktem Gabentisch. Das rechte Weihnachten ist eben nicht von dieser Welt, es ist umstrahlt von der überirdischen Größe Gottes, dessen Gnade auch den ärmsten Sünder reich macht in stillem Gebet vor der Krippe von Bethlehem. Daß es zu solch stillem Gebet vor der Krippe von Bethlehem aber auch kommt, dazu bedürfen wir einer stillen Stunde frommer Andacht, in der es uns offenbar wird, was Gott uns in dem Kindlein eigentlich geschenkt hat. Hier in der Krippe zu Bethlehem liegt das größte, schönste und heiligste Geschenk, das auf dieser Erde den Menschen jemals geschenkt wurde: Die Vergebung der Sünden durch den Heiland der Welt. Wer wollte da nicht mit den frommen Hirten seine Knie beugen vor der Krippe von Bethlehem.

S. Sdl.

# Das Weihnachtswunder des Hertel-Bauern

Eine erzgebirgische Weihnachtserzählung aus den ersten Jahren nach dem Weltkriege, von Erich Neubert, Frankfurt a. M.

Das Hertelgut liegt auf dem nach der Dorfstraße zu sanft abfallenden Hange, den der Auersberg als letzten Ausläufer ins Tal schickt. Ueber den graublauen Schieferdächern rauschen die Kronen uralter Lindenbäume, die die anmutigen Fachwerkbauten des Anwesens wie treue Wächter umgeben und kühlenden Schatten spenden, wenn die Sommer Sonne über den Bergen steht. Dann leuchten auf den Gesimsen der Fenster die Blüten der Fuchsen und Geranien zwischen dem jungfräulichen Grün knospendender Myrthenstöcke. Von dieser bunten Farbenpracht umsäumt, grüßen die blanken Fensterreihen hinunter ins Tal, in dem sich die sauberen Häuser des Dorfes zu beiden Seiten der Straße entlangziehen. Wo die Straße, der Windung des Tales folgend, die letzten Häuser verläßt, biegt der Weg ab, der zum Hertelgute hinaufführt. Das breite Tor mit seinem weitgeschwungenen Bogen nimmt ihn gastlich auf, aber sein Lauf ist noch nicht zu Ende. Nachdem er den geräumigen Hof überquert hat, schlüpft er durch das hintere Tor wieder ins Freie und klimmt, nunmehr als bescheidener Feldweg, weiter hangaufwärts, eilt auf der Höhe dem Walde zu, der sich wie ein breiter Gürtel schützend um das Tal legt, und steigt dann durch die heimliche Stille des Waldes empor zum Gipfel des Berges.

Auf diesem Wege schreiten zu jeder Jahreszeit wanderfrohe Menschen bergwärts oder steigen wieder herab ins Tal: im Frühjahr, wenn mit dem ersten Grün Buschwindröschen und Himmelschlüssel hervorsprießen und die ins heimliche Tal zurückgekehrten kleinen Säger ihre Rieder erklingen lassen; im Sommer, wenn die Bergwiesen mit ihren unzähligen bunten Blütensternen zwischen jungen Getreidefeldern und gleichmäßig gereihten Kartoffeläckern leuchten, oder wenn später der stählern feine Klang der Sense in der müden Sommerluft verweht; im Herbst, wenn der klare Himmel seinen sonnigen Bogen über das Gebirge spannt und der Geruch frischgebrochener Schollen sich mit dem Rauch des Kartoffelkrautes mischt, das die fröhliche Dorfjugend angezündet hat. Die Vogelbeeren glühen am Wege, der zum Hertelgute hinaufführt, und die Hollunderzweige am Hause neigen sich unter der Last der blauschwarzen Beerenbüschel. Mancher Wanderer bleibt dann, von der herbstlichen Schönheit dieser Bergwelt ergriffen, auf der Höhe stehen und läßt seine Augen weit in die entschleierte Ferne schweifen, während vom Dorfe herauf noch hier und da der muntere Takt der Dreischlegel hämmert. Und im Winter, wenn alles tief verschneit ist, deuten die vielen Schneespuren, die durch den Hof des Hertelgutes führen, den weiteren Verlauf des Weges an und geleiten den Unkundigen an sein Ziel auf der Höhe.

Der Besitzer des Hertelgutes, im Dorfe kurz der Hertelbauer oder der Hertel-Us (Oskar) genannt, trug eine stille Liebe zu seiner Bergheimat im Herzen. Nicht etwa, daß er viel Worte darüber verloren und mit bereiteter Zunge ihrer Schönheit ein Loblied gesungen hätte. Das war nicht seine Art. Der Hertelbauer war ein schweigsamer Mann, der mit ruhiger Gelassenheit

tagein, tagaus seine Arbeit verrichtete. Und die ließ ihm wenig Zeit, über seine inneren Regungen allzuviel nachzudenken. Nur zuweilen, etwa wenn ihm ein Mensch begegnete, in dessen wanderfrohen Augen sich die Schönheit dieser Bergwelt widerspiegelte, leuchtete diese Liebe auf wie ein kostbarer Bergkristall, auf den ein Sonnenstrahl fällt. Dann wurde er sich seiner tiefen Verbundenheit mit seiner Heimat bewußt, die nicht müde wurde, von ihrem Reichtum allen zu schenken, die sich mit empfänglichem Gemüte und offenem Sinne ihr näherten. — War es denn auch ein Wunder, daß er so innig an diesem Fleck Erde hing, über die schon seine Vorfahren dahingeschritten waren und in der sie nach einem arbeitsamen und rechtschaffenen Leben zur ewigen Ruhe gebettet lagen? War es nicht wie ein Geschenk aus gütigen Mutterhänden, daß er damals nach seiner schweren Verwundung seine Heimat wiedersehen durfte und daß er, der sich schon fern von ihr in fremder Erde liegen sah, nunmehr auf dem stillen Friedhofe seines Heimatdorfes einmal seine letzte Ruhe finden würde? Hatte er nicht am eigenen Leibe erfahren, daß es geheime Kräfte geben müsse, die aus der heimatischen Scholle hinüberströmen zu den Menschen und ihnen das Sterben leicht machen können? — Darum wollte er, solange ihn Gott auf dieser Scholle schaffen ließ, ihr in Dankbarkeit dienen.

Die sonnige Herbstzeit war wieder einmal zu Ende gegangen. Ueber die kalten Hänge wehten die kalten Winde. In den Gärten drunten im Niederlande blühten noch die Blumen, da hatte sich, als eines Morgens die Menschen im Gebirge erwachten, der Berg über Nacht eine weiße Kappe aufgesetzt.

Und dann jandte der Winter seine wirbelnden Boten immer weiter talwärts, hüllte die Wälder in seinen weiten, weißen Mantel und breitete über die junge Saat seine wärmende Decke. Der große vierspännige Schneepflug fuhr die Talstraße entlang und türmte zu beiden Seiten die Schneemassen zu einer mächtigen Mauer empor. Einheimische und Fremde, die der Bergwinter herausgelockt hatte, tummelten sich auf Rodelschlitten oder Schneeschuhen an dem Hange hinter dem Hertelgute oder schritten durch die glitzernde Pracht des tief verschneiten Waldes höhenwärts, um nach kurzer Rast oben im Unterkunftschaus auf flinken Brettern wieder zu Tale zu gleiten. In den Häusern aber, hinter den mit Moos dichtgemachten Fenstern, erwuchs im Dämmerlichte und in der Stille langer Abende aus dem tiefen Gemüte und der schlichten Frömmigkeit der Bergbewohner das Märchenland erzgebirgischer Weihnachtsherrlichkeit. Wie zu Zeiten des Bergfegens sich dem Blicke des Bergmannes aus fallendem Gestein eine Silberader erschlossen haben mochte, so mögen sich in jedem Jahre dem sehrenden Herzen seiner Nachfahren die Tore dieser Weihnachtswelt öffnen, in der die Glocken klingen, die Engel lobpreisen, und Weihnachtsberg, Pyramide und Bergleute mit ihrem Geleucht über allen Kummer und alle Sorge den veröhnlichen Schimmer stillen Friedens und froher Glückseligkeit breiten.

So war der Heilige Abend herangekommen. Auf der Dorf-

## Vier Kerzen!

Von Irmgard Burkert-Sacher.

Sei mir gegrüßt — o heiliger Advent  
und glücklich der Mensch — der Dich erkennt —  
Adventszeit ist Gnadenzeit — mach Dich bereit,  
zu empfangen den König der Herrlichkeit.

Mein Herz wartet Dein — o Jesuskind —  
Nun ziehe ein — daß ich Freude empfand —  
Auf ewig laß uns sein nun verbunden,  
o wie selig der Mensch — der Dich gefunden.

Ich zünde Dir an — der Kerzen vier —  
die erste leuchte von mir zu Dir,  
als Glaubenskerze sei sie Dir geweiht  
und leuchte bis in die Ewigkeit.

Die zweite brenne in Dankbarkeit —  
weil Du in meinem Leben immer warst bereit,  
mir Gutes zu tun — und Segen zu spenden,  
immer hieltst Du mich mit Vaterhänden.

Die dritte verzehre sich in Liebe  
zu Dir — und den Menschen — im heiligen Triebe.  
Dein Herz und der Nächsten Herz mit Freud' zu erfüllen  
Und so zu heiligen Deinen göttlichen Willen.

Und Treue sei die vierte Kerze —  
sie brenne in Freude wie im Schmerze —  
sie sei ewig leuchtend — und unwandelbar —  
weil Du mich mit Treue umgibst immerdar.

Drum bereitet Ihr Menschen Euer Herze fein  
Dem Gottesohne — daß er ziehe ein —  
Euer Herz trage ein heißes Verlangen,  
den Weltenheiland zu empfangen!

straße und am Hange war es still geworden. Am Vormittage begann es zu schneien. Die dicht fallenden Flocken verwischten bald die letzten Spuren, die Rodelschlitten und Schneeschuhe in die weiße Fläche gezeichnet hatten, und überzogen die Bergwelt ringsum mit leuchtendem Neuschnee, als wollte auch sie ihr Festgewand anlegen. Am Mittage klärte sich das Wetter auf, und die Sonnenstrahlen glitzerten über die weiten Flächen, auf denen es in tausend Farben sprühte und funkelte.

Auch im Hertelgute war alles zum Feste bereitet. Das Heiligabendstroh lag ausgebreitet, in einer windgeschützten Ecke des Hofes war mit ungedroschenen Garben den Vögeln der Tisch gedeckt. Das Vieh bekam eine besondere Zugabe zum Futter. In der hinteren Ecke der großen Stube war der Weihnachtsberg aufgebaut. Von der Decke hing der Leuchter, das alte, heiliggehaltene Erbstück der Hertelfamilie, herab; auf dem Sinnenbrett neben dem Ofen thronte ein großer Lichterengel, zu dessen Seiten die kunstvoll geschnitzten Gestalten eines Bergmannes und eines erzgebirgischen Bauern als Wahrzeichen des Hertelgeschlechtes standen. Die Vorfahren des jetzigen Besitzers hatten beim Erliegen des Bergbaues Schlägel und Eisen mit dem Bfluge vertauscht und ihre Nachkommen gewannen seitdem oben auf der Erde der Heimat ihre Schätze. Die Pyramide hatte, wie immer, auf der Kommode, der Stubentüre gegenüber, ihren Platz gefunden.

Die Hertelbäuerin war mit den drei Kindern, der fünfzehnjährigen Frieda, der um zwei Jahre jüngeren Hanne und dem vor ein paar Tagen acht Jahre alt gewordenen Albert ins Dorf gegangen. Der Hertelbauer war allein in der großen Stube. Er hatte eben zwei dicke Buchenscheite in den Ofen geschoben, sich seine Pfeife angebrannt, und saß nun auf der Ofenbank. Ganz still war es. Nur die Uhr mit dem runzligen Zifferblatt, die schon seit drei Menschenalter an dem Plaze links von der Stubentüre hing und den Hertelleuten zu frohen und traurigen Stunden geschlagen hatte, ließ ihr gleichmäßiges Tick-Tack hören. Dem Hertelbauern kam es vor, als wäre heute ein leises Zittern wie heimliche Freude in ihrem ruhelosen Gange; oder war es die frohe Erwartung, die alles mit einer Weihnachtsstimmung umgab und die auch ihn immer mehr in ihren Zauberkreis zog? Seine Blicke schweiften im Zimmer umher und blieben an der Krippe, die in der erhöhten Mitte des Weihnachtsberges stand, haften. Je länger er hinschaute, desto feierlicher wurde ihm zu Sinn. Die Welt um ihn her verank. Aus der Tiefe seiner Seele tauchte die Erinnerung an jenen Heiligen Abend draußen an der Front empor, dessen Erlebnisse mit dem, was da vor ihm die Schnitzkunst eines feinsinnigen Meisters bildlich gestaltet hatte, in einem innigen Zusammenhange standen und zu seinem Weihnachtswunder geworden waren. Und immer, wenn der Heilige Abend seinen Einzug hielt, durchlebte er wieder jene Stunden, die mit aller Deutlichkeit vor sein geistiges Auge traten —

Sein Regiment war damals, kurz vor Weihnachten, aus der unruhigen und verlustreichen Stellung, in der es seit längerer

Zeit gelegen hatte, abgelöst worden und war als Reserve „inter die Front“ gekommen. Die Aussicht, das Fest in der Ruhestellung erleben zu können, hatte alle Kameraden froh gestimmt. Am Heiligen Abend waren die Unterkunftsräume, so gut es sich machen ließ, weihnachtlich geschmückt gewesen. Für jeden hatte eine kleine Gabe bereitgelegt, aber die Hauptsache war doch die Post aus der Heimat gewesen, die sie alle sehnüchtig erwartet hatten. Ihn vor allem hatte die Unruhe ergriffen. Von Tag zu Tag war sie größer geworden, weil der Brief, der ihm das freudige Ereignis, dem die Hertelbäuerin, sein Venel, entgegenfah, immer wieder ausgeblieben war. Wie wird es ihr gehen, wird sie alles gut überstanden haben? Zwei Mädels hatte sie ihm bereits geschenkt. Wenn es diesmal ein Junge wäre? Ein Junge . . . ? Noch fehlte ja dem Hertelgute der Erbe. Ein Junge? Nicht auszudenken wäre seine Freude, seine Dankbarkeit! Wenn er nur endlich Gewißheit hätte!

Endlich war die Weihnachtspost gekommen. Er hatte nicht die Gaben beachtet, die die liebenden Hände der Seinen in das Paket gepackt hatten, er hatte nur den Brief gesehen, der oben auf lag. Seine Hände zitterten, als er ihn entfaltete, und da . . . da stand es: . . . „unser Junge . . . unser Albert . . . ist angekommen!“ . . . Da war alle Unrast von ihm gewichen. Er hätte niederknien mögen wie die Hirten daheim auf dem Weihnachtsberge! Er merkte nicht, daß ein paar Tränen auf die ungelenten Schriftzüge der Hertelbäuerin fielen. Als seine Kameraden auf ihn aufmerksam wurden, konnte er in tiefer Ergriffenheit nur sagen: „Das Bornkinne! hat mir en Gung bescher!“ —

Die Uhr holte zum Schläge aus. Zweimal klang ihre Stimme durch die Stube. Der Hertelbauer hörte es nicht. Im Geiste sah er sich damals nach der schlichten Feier vor seinem Hauptmann

stehen, dem er das frohe Ereignis meldete. Dieser hatte ihm gleich den erbetenen Urlaub zugesagt. „Ueberrnorgen können Sie fahren, eher kann ich Sie leider nicht weglassen.“ Dabei hatte der Hauptmann ihn und die Kameraden mit ernster Miene angeblickt. „Was mag er denn haben?“ fragten sie sich leise. Umsonst versuchten sie sich der beklemmenden Ahnung zu erwehren, die auf einmal wie ein graues Gespenst unter sie getreten war. „Ich wuß net“, sagte der Hellbach-Franz, „es muß was in dr Luft liegn, war wäß, was für Ueberraschung mir heit noch erlabn!“ „Ach was, fiel ihm der Hempel-Paul ins Wort, glaubt nur net, daß dr Franzmann heit zun Heiligen Abend agreift. Hört nur naus, vorne is doch ganz ruhig.“ Als hätte das Schicksal auf dieses Stichwort gewartet, ging plötzlich wie von unsichtbarer Hand geöffnet, die Türe auf. Durch den dunklen Ausschnitt sahen sie das zuckende Aufleuchten der Abschüsse vorne an der Front und hörten gleichzeitig das immer stärker anschwellende Rollen des Trommelfeuers. In den Räumen, in denen soeben die letzten Weihnachtslieder verklungen waren, herrschte eisiges Schweigen; fassungslos starrten die Augen hinaus in die vom flackerndem Scheine der Schlacht aufblitzende Dunkelheit. „Das ist a feindlicher Agriff“, sagte einer mit geprehter Stimme. Ein anderer lachte bitter auf: „Hört Ihr die Glocken



#### Vorbereitung für den Christabend

Aus dem Ludwig Richter-Kalender 1937

läuten da vorne! Paßt nur auf, die richtige Bescherung kommt erst noch!" Nach einer Weile stand der eine erst, dann der andere auf; sie gingen schweigend zu ihren Plätzen, packten ihre Tornister und machten sich fertig. Nicht lange danach wurden sie alarmiert. Als er — der Hertelbauer — die Baracke verließ und noch einmal zurückschaute, verlosch gerade die letzte Weihnachtskerze.

Das war damals so plötzlich gekommen, daß er sich heute nur noch unklar daran erinnern konnte. Nur darauf besann er sich, daß ihm sein Kamerad, der Schuster-Ewald, der wohl geahnt haben mochte, was in ihm vorging, als sie nach vorne eilten, zurief: „Paß sei auf, Hertelbauer!" Da hatte er sich zusammen-



Obdachlos

Aus dem Ludwig Richter-Kalender 1937

genommen. Das Sperrfeuer hatten sie auch glücklich hinter sich gehabt. Sie hasteten an dem Gefechtsstande eines Stabes vorbei, dann ging es über freies Feld. Und da vorne, einige hundert Meter nur noch, war die Stellung, in der der Feind eingebrochen war. Sie begannen zu laufen, das Herz hämmerte, der Atem keuchte; vorwärts, nur vorwärts! ... Einmal war er gestolpert, „liegenbleiben“, hatte er im ersten Augenblick gedacht; er riß sich wieder hoch. Blistartig tauchte vor ihm das Bild des Hertelgutes auf, weiter, nur weiter! Da hatte sie der Franzose entdeckt. Leuchtkugeln stiegen hoch, Granaten heulten heran und wühlten rechts und links die Erde auf, Maschinengewehre sehten ein, Handgranaten krachten dumpf. Da versank der letzte Gedanke an die Welt, die irgendwo weit dahinten war. Hurra, hurra, ... hu. ... Ein Schlag riß ihm das Wort vom Munde. Er brach zusammen. „Nicht hat's erwischt“, hatte er wohl noch gesagt, dann hatte er nichts mehr gewußt. — Der einsam Sinnende holte, von der Erinnerung übermannt, tief Atem. Unbewußt griff er sich an sein zerschossenes Bein. So deutlich standen die Bilder vor seinen Augen, daß er vermeinte, die schrecklichen Stunden noch einmal zu durchleben. „Was ist denn nur mit dir geschehen“, war sein erster Gedanke gewesen, als er damals wieder zu sich kam. „Abbinden, du mußt das Bein abbinden“, dachte er und holte mit nachlassender Kraft das Verbandspäckchen aus der Tasche. Doch stöhnend sank er zurück. Was hätte er auch mit einem Verbandspäckchen ausrichten können! Wenn nur der Schmerz, der rasende Schmerz nicht gewesen wäre! Er wollte vorwärts kriechen, da merkte er, daß er an der Wand eines tiefen Trichters lag. Mit seinem gesunden Bein und den stützenden Armen versuchte er, wenigstens bis oben an den Trichterrand zu kommen. Wer sollte ihn sonst hier unten finden! Vergeblich, die Erde unter seinen Füßen gab immer wieder nach; bald konnte er nicht mehr. Der Schweiß trat ihm auf die Stirne, etwas Kaltes trock ihm ans Herz hinan. Er wollte rufen, aber die Kehle war ihm wie zugestreift. Die Angst überfiel ihn. „Du verblutest, wenn keine Hilfe kommt“, ging es ihm durch den Kopf. „Herrgott, hast Du es denn so beschloßen, soll ich hier einsam sterben? ... Rein, nein, das kann Dein Wille nicht sein“, wehrte er sich gegen diesen Gedanken. Seine blutige Hand suchte tastend die Rocktasche. Er zog mühsam den Weihnachtsbrief hervor, der sich rot färbte von seinem Blute. Während der Tod leise zu ihm herantrat, umschlossen seine Hände krampfhaft das Stück Papier, das sein ganzes Blut barg.

„Mei Gung, mei Gung, mei Albert“, murmelten leise seine Lippen. Da wurde er ganz still. Die Schmerzen ließen nach. Und da ... über ihm am Himmel ... der große helle Stern!

Das mußte der Weihnachtsstern sein. Sein Glanz nahm zu. Ganz hell wurde es auf einmal über dem von Granaten zerwühlten Felde. Und da ... da ... schwebt doch eine Gestalt hernieder, was ist das nur ... ja, das ist doch der Engel Gabriel von seinem Weihnachtsberge, der hat auch solch' blondes Haar und solche goldenen Flügel! ... Und dort ... laufen dort nicht die Hirten, der Jakobus, der Imanuel, der Petrus und hinterher der Johannes? Wo wollen die denn hin? Plötzlich bleiben sie stehen, knien betend nieder ... da ... da ... der Stall zu Bethlehem! ... Maria und Joseph und das Kindlein in der Krippe. Die Mutter nimmt das Knäblein in ihre Arme, schaut zu ihm her und jezt ... jezt schreitet sie vorwärts,

kommt näher, immer näher, nicht ihm lächelnd zu ... Aber das ist doch gar nicht die Maria, ... das ist doch ... die Hertelbäuerin, ... sein Venz ist das ... sein Venz, und das Kind, das sie ihm entgegen trägt? ... Das ist sein Junge ... sein Albert. ... „Albert!“ ... Er hatte sich verlangend aufgerichtet, wollte nach ihm fassen, da verlosch der Glanz, er griff ins Dunkle

... Er sah wie durch einen Schleier den Rand eines Stahlhelmes matt aufblitzen und darunter ein fremdes Gesicht. „Wo fehlt's denn Kamerad“, hörte er von weit, weit her eine Stimme. Da sank er zurück, merkte noch, wie ihn der Kamerad auf seinen Rücken hob, dann verließen ihn von neuem die Sinne. Als er in dem sauberen Bette eines Feldlazarettes erwachte, stand gerade der Arzt neben ihm. „Keine Angst“, sagte dieser, seine stummen Blicke deutend, „das Bein ist noch da und bleibt Ihnen erhalten. Danken Sie dem Schicksal, daß Sie in letzter Minute auf-

gefunden wurden, sonst wären Sie verblutet.“ Da war er glücklich lächelnd wieder eingeschlafen. — Als er in der folgenden Zeit immer mehr zu Kräften kam, lag er oft mit personenen Augen auf seinem Lager und grübelte über seine wunderbare Rettung an jenem Weihnachtsheiligabend nach. Die letzten Zusammenhänge freilich blieben ihm in Dunkel gehüllt. Er würde sie wohl auch nie erfahren.

Im darauffolgenden Herbst lehrte er nach langer Bazarrettzeit in seine Heimat zurück. Aber erst am nächsten heiligen Abend erzählte er seiner Frau von jenen Stunden draußen im einsamen Granattrichter. „Einen Wunsch, einen einzigen, hätte ich noch im Leben“, hatte er damals seine Erzählung beendet, „dem Kameraden, der mich gerettet hat, mal begegnen, daß ich ne danken ka, راحت schie danken. Aber“, hatte er hinzugefügt, „dos is bluß su ä afältger Gedanke von mir. Wie sollt sumos möglich sei. War wä, wu dar Kamerad ihe staadt, amende is 'r gar gefallen un liegt schie lang unner dr Erd.“ ... Und trotzdem ist dieser Wunsch immer wieder in ihm lebendig geblieben und mit der Zeit zu seinem Lieblingsgedanken geworden, der ihn auch heute wieder, da allmählich die Bilder vor seiner Seele verblaßten und er in die Wirklichkeit zurückkehrte, beschäftigt —

Die Uhr verkündete die dritte Stunde. Mit den Worten: „Aemol ihm dankn könne“, erhob er sich langsam und trat zum Weihnachtsberg hin. Die Nachmittagssonne tauchte die Gestalten in der Krippe in goldenes Licht. Er nickte ihnen vertraut zu, dann zündete er seine Pfeife, die schon lange ausgegangen war, wieder an, ging mit seinem schleppenden Gang zum Ofen und holte sich die Kaffeekanne. Er wollte eben den heißen Kaffee in die auf dem Tisch stehende Tasse gießen, als sich das Fenster verdunkelte und er einen Mann gewahrte, der an die Scheiben

pochte und irgend etwas fragte. Er setzte die Kanne hin und ging vor die Haustüre. Draußen stand ein fremder Schneeschuhfahrer, der ihn freundlich grüßte und ihn fragte, ob er hier auf dem richtigen Wege nach dem Unterkunftshause wäre. „Der Weg ist richtig“, nickte der Hertelbauer erstaunt zurück. „Sie müssen do drübn durch's klane Tor nausmachn.“ Und weil das geschlossen war, setzte er hinzu: „Aber warin Sie ewing, ich zieh' mir nār de Vaderschuh ah, nochert mach ick's Ihne' auf, wenn mr Schneeschuh' an de Füß' hot, gieht dos schlacht.“ „Nein, nein, bemühen Sie sich nicht erst“, wehrte der Fremde ab, „ich kann mir schon alleine helfen!“ Er dankte dem Hertelbauer, wünschte ihm ein frohes Weihnachtsfest und wollte seine Schneeschuhe zur Weiterfahrt wenden. Diesem mochte aber der ernste Blick, der in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem sonst freundlichen Wesen des Fremden stand, aufgefallen sein. Und was mußte überhaupt den einsamen Wanderer veranlassen, heute am Heiligen Abend, wo doch jeder gern daheim bleibt, in die Stille der Berge emporzusteigen? Das konnte er sich nicht erklären. Er schüttelte leise den Kopf. Als hätte der Fremde die Gedanken des Bauern erraten, sagte er: „Nicht wahr, Sie wundern sich gewiß über den eigenartigen Menschen, der am Heiligen Abend mutterseelenallein herauf ins Gebirge kommt und denken gewiß, er gehöre zu den modernen Menschen, denen das Weihnachtsfest weiter nichts bedeutet als eine angenehme Unterbrechung ihres sonst nüchternen Lebens, eine äußere Angelegenheit mit einem gemütoollen Anstrich, der aber nur solange anhält, bis die letzte Weihnachtskerze niedergebrannt ist.“ Er hatte das ruhig gesagt, aber der Hertelbauer merkte die Enttäuschung und Bitterkeit, die sich hinter den Worten verbargen. Er wußte jedoch nicht recht, was er mit ihnen anfangen sollte, und so suchte er nur die Achseln. „Inu, do könne Se schie راحت hobn“, erwiderte er.

Der Fremde hatte sich gebückt und einen Riemen der Bindung, der sich gelockert hatte, wieder fest angezogen. Er mochte fühlen, daß er dem Manne, der ihm so bereitwillig Auskunft gegeben hatte und der ihn jetzt so fragend ansah, eine nähere Erklärung schuldig war. „Nein, nein“, sprach er, indem er sich aufrichtete, „meine Eltern sind tot und meine Geschwister sind zu weit entfernt, sodaß sich eine Reise in der kurzen Festzeit nicht lohnt. Was sollte ich da allein in der großen Stadt unter fremden Menschen? Dort oben auf einsamer Bergeshöhe, wo ich den Sternen näher bin, dort ist Frieden, dort will ich meine Weihnacht feiern.“ Seine Stimme wurde leiser, als spräche er mit sich selbst. „Aber ich werde nicht alleine sein. Die Erinnerung an ungergeßliche Weihnachtsstage draußen an der Front wird in mir wach werden und meine gefallen Kameraden werden bei mir sein.“ Da besann er sich. Als hätte er schon zuviel gesagt, brach er plötzlich ab, nickte dem Hertelbauer noch einmal kurz zu und lief quer über den Hof nach dem hinteren Tore.

Die Worte des Fremden hatten von neuem an die durch die eigene Erinnerung zum Klingen gebrachten Saiten im Herzen des Hertelbauers gerührt. Einen Augenblick blieb er unschlüssig stehen. Dann kam Bewegung in ihn. Als hätte er etwas versäumt, ging er, so wie es sein lahmes Bein zuließ, hinter dem Fremden her. „Kamerad“, rief er, „Kamerad!“ Dieser wollte gerade das Tor öffnen. Als er den Hertelbauer kommen sah, drehte er sich um. „Esu lass' ich Sie nett fort“, sagte jener. „Ike müssen Se erst ne Tass' Kaffee in Hertelgut trinken.“ Die Einwendung des Fremden, der nach der Sonne sah, schnitt der Hertelbauer gleich ab. „Nā, nā“, sagte er, „heit is dr Himmel klar, do ward's net esu zeitig finster, um ā Maa wie Si schafft's bis nauf off'n Barg in 'ner knappen Stund.“

Seine Worte klangen so bittend, daß der andere nach kurzem Zögern umkehrte. „Wenn Sie meinen, daß ich vorm Dunkelwerden noch hinaufkomme, will ich gern bei Ihnen eine kurze Rast machen, und ich danke Ihnen auch, Kamerad“, sagte er schlicht. Er schnallte die Schneeschuhe ab, stellte sie hinter die Haustüre und trat mit dem Hertelbauer in die warme Stube. Der Weihnachtszauber, der sich vor ihm auftrat, hemmte seine Schritte. Er mochte wohl zum ersten Male in seinem Leben eine erzgebirgische Stube zur Weihnachtszeit sehen. „Ist das schön“, nickte er dankbar dem Bauer zu und dabei leuchteten seine Augen auf. Er ließ sich alles zeigen, und der Hertelbauer erklärte es ihm mit warmem Herzen und freudigem Stolz. Als sie sich dann am Tische gegenüberließen, erzählte der Fremde, daß er aus Norddeutschland stamme und daß ihn sein Beruf in die große Stadt drunten am Fuße des Erzgebirges verschlagen hätte. Er kenne als Wanderer und Schneeschuhfahrer den Harz,

das Riesengebirge, auch Thüringen, aber er wäre ganz erstaunt über die Schönheit des Erzgebirges, in das ihn eine Wanderfahrt im vergangenen Sommer zum ersten Male geführt hätte. Kein Wunder, daß dem Hertelbauer das Lob seiner Heimat wie Musik in den Ohren klang!

Und dann kam das Gespräch, wie immer, wenn sich zwei Männer begegnen, die sich als Frontkameraden erkennen, auf den Krieg. Der Gast zeigte auf das lahme Bein seines Wirtes. „Auch verwundet gewesen?“ fragte er. „Ja“, erwiderte der Hertelbauer, „sogar schwer. Un gerad an en heiligen Ohmd hat's mich drwischt. Heit sei's gerod acht Gahr.“ Er sprach langsam, als befürchtete er, der Fremde könnte ihn in seiner Mundart nicht verstehen. Aber dieser nickte zurück: „Eigenartig, auch ich wurde an demselben Tage vor acht Jah-

ren verwundet, wenn auch nicht schwer, Armschuß, der bald geheilt war. Ende Februar war ich schon wieder draußen. Damals lagen wir in der Champagne“, fügte er hinzu. „Do logn mir aa“, meinte der Hertelbauer. „Paar Tog vorhat warn mir gerod in Ruhe komme, aber an heiligen Ohmd war dr Franzmann bei en preißisch Regiment in dr Stellung eingebroch, un do wurn mir alarmiert un mußt'n ne wieder naushae.“ Bei welchem Regiment er denn gewesen wäre, fragte lebhaft der Fremde. Der Hertelbauer nannte die Nummer seines Regiments. „Stimmt, stimmt, Kamerad. Ihr Regiment ist damals in unserem Abschnitt zum Gegenangriff eingesetzt worden. Ich war Mesdegänger beim Bataillons-Stab im Franzosenwäldchen. Es war die höchste Zeit, daß Ihr kamt, sonst wäre wohl nicht viel von meinem Regiment übriggeblieben.“ „Auf dan Unnerstiel, mu dr Stab log, ka ick mich noch besinne, do mußt'n mir dra vorbei“, sprach der Hertelbauer, „ā Stück weiter vürzu gings aus'n Grobn raus ofs freie Fald.“ Der andere bestätigte eifrig diese Angaben. Dann fuhr der Hertelbauer fort: „Un dort hot mich ā Granatsplitter getroffen, um ā Haar wär'ich do alle wor'n mit mir. Un gerode an dan heiligen Ohmd hat ick en Brief von drham kriegt, doß unner Albert afomme war.“ — Hätte der Hertelbauer jetzt aufgeblickt, dann hätte er bemerkt, wie die Augen seines Gastes ihn immer erstaunter anblickten. Seine Stimme klang erregt: „Kamerad“, sagte er, „ich hatte damals einen Befehl an einen Kompanieführer von Euch gebracht. Auf dem Rückwege hörte ich durch das Granatfeuer meinen Namen rufen, einmal und noch einmal. Da mußt du helfen, dachte ich sofort, lief ein Stück seitwärts und fand auch bei der Dunkelheit den Granatrichter, in dem der Kamerad, dem das Bein zerflossen war, lag. Er hatte einen Brief in seiner Hand.“ Der Hertelbauer starrte seinen Kameraden, der ihm jetzt gegenüberstand, fassungslos an. „Kamerad“, ganz heiser und drängend kamen die Worte aus



Christmarkt

seinem Munde, „wie haast dā Du mit Deinem Birname?“ „Ich heiße wie Dein Junge, dessen Namen Du damals in der höchsten Not gerufen hastest,“ sagte jener ergriffen. „Dann, dann“, — der Hertelbauer konnte nicht weiterprechen, so plötzlich war die Erkenntnis über ihn gekommen, daß da vor ihm der Kamerad stand, der ihm damals das Leben gerettet hatte. War das nicht schon wie ein großes Wunder gewesen? Und nun führte das Schicksal seinen Retter in sein Haus? Nein, das konnte ja gar nicht sein. Er sah vielleicht noch auf der Ofenbank und nur in seiner Einbildung hatten sich die Ereignisse der letzten Viertelstunde abgespielt? Er sah sich um. Aber da stand ja sein Kamerad, es konnte keine Täuschung sein! „Es ist schon so“, sagte dieser ganz feierlich, so hatte auch ihn das eigenartige Wiederfinden und Wiedersehen übermannt. Da löste sich der Hertelbauer aus seiner Starrheit. Heiß stieg es in seinen Augen auf. Er trat auf den anderen zu, langsam und voll tiefen Ernstes, und durch die weihvolle Stille des weihnachtlichen Raumes klang nur das eine Wort: „Kamerad!“ Da war es, als ob Maria und Joseph und die Hirten dort auf dem Weihnachtsberg selig lächelten, und der große Lichterengel, der in die Stube herabschaute, ein Amen dazu sprach.

Es war natürlich kein Gedanke daran, daß der Hertelbauer seinen Kameraden fortgelassen hätte. Als die Hertelbäuerin mit den Kindern kam, war ihr Vater gar nicht wiederzuerkennen. „Lenk, ihr Kinder, kommt nār rei,“ nahm er sie freudig in Empfang. „Mir hobn en Gast kriegt of de Feiertog!“ Und als sie staunend erst ihn, dann den Fremden anjahen: „Rot Ihr mol, war dos is? Ihr wißt's natürlich net. Albert“, sagte er zu seinem Jungen, „geh hie un gab dan Maa de Hand!“ Da ging der kleine Albert ohne Scheu zu dem großen Onkel, der ihn gleich auf seinen Schoß nahm und ihn an sich drückte. „Su wie ar ihe unnern Gung aufhebt“, sagte gerührt der Hertelbauer, „so hat er mich damals aufgehoben, sonst hättet Ihr heit kām'n Vater meh.“ Da wußte die Hertelbäuerin mit einem Male, daß der fremde Gast niemand anders sein konnte, als der unbekannte Kamerad, dem sie das Leben ihres Oscars zu verdanken hatte. Nachdem sich ihr Erstaunen gelegt hatte, fand sie gleich die richtigen Worte: „Do hot uns 's Born'nnel nooch acht Gahrn noch en Zuwachs beidert,“ sagte sie freudig. Damit war der Kamerad in die Hertelfamilie aufgenommen. Als praktische Frau und sorgende Mutter fragte sie nicht weiter und dachte zunächst an das leibliche Wohl der Ihren. Sie eilte geschäftig

hin und her, deckte den Tisch mit den neuerlei Gerichten, aus denen das Heiligabend-Essen nach alter Sitte bestand und stellte das Heiligabend-Licht in die Mitte. Kurz darauf traten der Knecht und die beiden Mägde in die Stube. Der Hertelbauer zündete andächtig, als begehe er eine heilige Handlung, die Lichter an, deren milder Glanz sich durch den Raum ergoß und wie ein feiner, goldener Schleier die Gestalten auf dem Weihnachtsberg umgab. Es dauerte eine Zeit lang, ehe der Hertelbauer

zu sprechen begann. In schlichten Worten erzählte er von seinem

Weihnachtserlebnis draußen an der Front. Sein Kamerad führte den Bericht zu Ende. Was bisher für den Hertelbauer im Dunkel lag, trat in den Lichtkreis dieses seines Weihnachtswunders.

„Nicht viel hätte gefehlt,“ knüpfte der Kamerad an dessen Worte an, „und ich hätte das Suchen aufgegeben. Aber da sah ich in einem dunklen Granattrichter, wie sich etwas Weißes bewegte. Das war der Brief, den Du in den Händen hieltst“ nickte er dem Hertelbauer zu. „Ich merkte gleich, daß hier schnelle Hilfe notwendig war, deshalb zog ich Dich aus dem Trichter und nahm Dich auf meinen Rücken. Kurz vor dem Verbandsplatz bekam ich meinen Armschuß. Aber zum Glück kamen zwei Sanitäter, die Dich aufnahmen. Als ich mich verbinden ließ, wurdest Du gerade in das Sanitätsauto gehoben — und heute weiß ich es, daß Du durchgekommen bist.“ — Der Kamerad hatte längst seine Erzählung beendet. In die Stille hinein be-



Der Weihnachtsmann bereitet eine Vorfreude und überrascht uns durch kleine Gaben.

gannen plötzlich die Weihnachtsglocken zu läuten. Da faßte der Hertelbauer nach der Hand seines Kameraden. In ihren Augen war der Glanz seligen Friedens. Und während sie so standen, klangen Kinderstimmen von der Dorfstraße herauf durch die klare Winternacht:

„O du fröhliche, o du selige  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Welt ging verloren,  
Christ ward geboren,  
freue, freue dich o Christenheit!“ ...

„O du fröhliche, o du selige  
gnadenbringende Weihnachtszeit!  
Welt lag in Banden,  
Christ ist erstonden,  
freue, freue dich o Christenheit!“ ...



# Dr Weihnachtsstolln als Herberg<sup>1)</sup>

Von Ed. Pädert, Scharf.

Weil numehro wieder Weihnacht sei,  
do fällt mer galeich a Gashichtl ei,  
es ist a Warning, äbr nett gegn Hausierer,  
wohl obr gegn fremda Eiquatierer.  
Bein Schneider Zuppl, do wor wie bakannt,  
da Nut off zein amol a gruht Uebstand;  
ar hot eist ja wohn<sup>2)</sup>, es will wos haßn,  
un noch derzu a Fra, wie en Watterbaasn.  
Iha koma da Weihnacht off unnern Gaberch,  
do giebt's sei immadin a tüchtichs Gaverch,  
obr Stolln müßn sei, un wenn sa vordam dorb<sup>3)</sup>.  
un is da Familia a noch asu bettlarm.  
Bei unnern Schneider, ihr Leil, war's halt a asu,  
die baditn etliche Stolln in Seelruh<sup>4)</sup>.  
Dohiertn war obr in dann Stollnutt  
sei harzlich wenig ja spürn von der Buttr.  
Der Zuppl manit: „Mich künnte nett blamieren,  
do du ich natürlich ganz annersch auswattieren“:

„s dauret nett lang, kam a schie Besuch drz<sup>5)</sup>,  
de Mäus<sup>6)</sup> hatten ne doch drwagn aufgegobelt  
un hobn abr a tüchtig neigeschnobelt;  
wie in nr Höhl warn se sei drinne vrfest<sup>7)</sup>,  
ich gelab, die hatten a jugar neigeh . . .  
„s guket namlich allerhand Papierzeich raus,  
do soll's nu racht warm sei in dann Haus.  
Bluß die schinn Rosining, — die elendn Rader,  
wos is dā noch übrig, ā paar ganz flane Dr . . . .  
„Ihr Kinner“, saht dr Vater, „wenn ihr tut folg<sup>8)</sup>,  
kriegt'r von morgn wag drei Tog Stolln!“  
Die klatschtn in de Händ über dan Gelüd:  
„Jech folg, ich folg, gab sei mir ā gruht Stüd!“  
Ne annern Tog früh imme Siebn rim  
machet de Schneidern in dan Stübl nimm,  
wie se hot dan vwercht Stolln gefah,  
do machet se obr en gammerlichn Schraa,  
un tat doderbei dan Deckel zupfahn,



obr nu darndwang gobs a kann krad,  
denn Weihnachtsstolln warn's halt doch!  
Sa hom sich obr holt a tüchtig ohganeht,  
dos konntn sa sei alle, do fahlt's nett,  
hatterch, sa wura's obr a racht ball gewahr,  
Des zu dann Zeich a feiwing Hefn war;  
abr die warn gange — nett ze lang,  
natürlich bei der Schneidern auhn Schrank.  
Der Schneider saht: „Well mer ner an austrangshier<sup>9)</sup>  
zer Lichtmaß könne mern a vermontieren!“  
Nu wur abn e fetter Stolln aufgehubn,  
un in de Lod drinne neigeschubn;  
die Lod stand in Stübl ganz u'scheniert,  
denn do wur saltn drinne rim hantiert.  
Se hatten nu a e fei'spaar Kinner,  
die machtn sei e mannichsmol in Stübl hinner,  
dann konnt de Jung noch meh raushängen,  
se konntn dan kassn abn nett aufbränge.  
Dar ene Gung mahnet: „s is obr ewig schod,  
in de ganzn Woch hobn mr nisch wie treichs Brot!“  
Dr Stolln log drweiln in guter Ruh;

dr Schneider ließ drimme geleich 's Bägeleijn falln.  
Wie ā Wütige kam se neigerattert  
un hot dos Ding offn Tisch hiegewattert.  
„Do haste dann Dalkn, kass'n auswattieren,  
un ne Kinnern dmiert de Mäuler zuschmiern!“  
Doderbei zischt dos Weibn getod wie e Otter,  
„war is dā schuld, hä, hä, bluß eier Votter,  
ie Weihnacht, wie mr hobn die annern gassn,  
do konnt mr dan enn a vollercht frassn;  
Sahst ner dan schinn Stolln esu ah,  
ich konnt eich flächn<sup>10)</sup> sei getode na!“  
Se konnt über dan Gammer gar nett warn,  
un ihr Gung tat in dan Papierzeig rimmahen,  
do war off ju en'n Wiesch, 's hört obr alles auf,  
zen Ugelüd a noch dos Barschl drauf:  
„Sei nicht böse, 's kann ja nicht sein,  
sei nicht böse, schide dich drein,  
sei nicht böse, mach' kein Gesicht,  
behüt dich Gott, behüt dich Gott, vergiß mein nicht!“  
Dr Schneider schreit: „Nu joog ich's dā nett.  
War ne Schodn hot, hol a 's Geschnöpf!“

<sup>1)</sup> Herberge, <sup>2)</sup> kämpfen, <sup>3)</sup> darben, <sup>4)</sup> essen, <sup>5)</sup> weil nen

# O Weihnachtszeit!

Von Irmgard Burfert-Sacher.

O schöne herrliche Weihnachtszeit  
Du machst unsre Herzen so weit,  
O sei mir herzlich willkommen  
Mit deinen Liedern, den frommen!

Du erfüllst das Herz mit kindlicher Lust  
Und Freude am Kleinsten erfüllt die Brust,  
Mit deinem hellen Kerzenschein  
Erleuchtest du uns alle — Groß und Klein.



Dein Licht leuchtet Reichen und Armen  
Gott zündete es an aus tiefem Erbarmen,  
Und sandte seinen einzigen Sohn auf die Erden —  
Damit in der Welt endlich Frieden sollt werden.  
Du, Jesuskindlein, rein und zart —  
Ach, daß unsre Seele blieb verwahrt  
Vor allem Bösen — und unsren Sünden  
Wollest du heilige Vergebung künden.

Nimm Wohnung in mir — o Kindelein,  
Mein Herz soll dir das Kripplein sein,  
Es sei dir gegeben als Ruheplatz,  
Ich will dich hüten als einen Schatz.

Er soll bringen in unser Herz hinein  
Heiligen Glauben und Fröhlichkeit,  
Des Menschen Herz soll erfüllt sein von Freude  
Und soll vergessen einmal alles Leide.

Ich will dich betten in Liebe ein —  
Und will fest dich halten — o Kindelein,  
O lehr bei mir ein zur Weihnachtszeit —  
Ich warte dein — du findst mich bereit!